

gebers, geschieht „ein Stück punktueller Rechtsfortbildung“⁶⁹, ein Stück Verwirklichung des Naturrechts. Das Gericht ist der Ort, an dem das Naturrecht in seiner konkreten Fülle existent wird.

Der bekannte Innsbrucker Rechtsgelehrte Theodor Rittler hat einmal gesagt: „Die Berufung des Naturrechts als geltendes Recht würde dazu führen, daß der staatliche Gesetzgeber hinter dem Richter zurücktreten müßte, daß dieser die stärkere Position gewänne... glaubt man, daß die Gerechtigkeit... bei den vielen Richtern im Staate in besserer Hut ist als bei dem einen Gesetzgeber?“⁷⁰ Doch dieser Einwand sieht die Dinge schief. Gewiß wird niemand die Richter für unfehlbar erklären wollen, wiewohl auch gesagt werden muß, daß sich die Justiz während der Zeit der Diktatur im Vergleich zu den anderen staatlichen Institutionen relativ am besten behauptet hat — und das nicht zufällig; denn „bei einer Instanz, die gerichtförmig zusammengesetzt ist und gerichtförmig wirkt, wird der Kreis der unberechenbaren Ausnahmefälle auf das mögliche Mindestmaß eingeengt“⁷¹. Aber das ist nicht das Ausschlaggebende. Entscheidend ist vielmehr, daß im Rechtsstaat der Gerichtsbarkeit eine Aufgabe obliegt, die der Gesetzgeber gar nicht erfüllen kann: die Kontrolle und Begrenzung der Macht durch die nur in der Form des Richterspruchs zu konkretisierende und zu aktualisierende Herrschaft des Rechts⁷². Diese Idee des „Rule of Law“, um noch einmal an das englische Vorbild zu erinnern, ist gemeint, wenn vom „Richterstaat“ die Rede ist. Es geht dabei nicht um einen Vorrang des Richters vor dem Gesetzgeber, sondern einzig um den *Vorrang des Rechts vor dem Gesetz*.

Fünfzig Jahre Jesuiten in Japan

JOSEPH ROGGENDORF SJ

Am 18. Oktober 1908 trafen drei Jesuiten, die Patres James Roccliffe, Charles Boucher und Joseph Dahlmann auf dem deutschen Dampfer Prinzess Alice in Yokohama ein. Aber der Salut von Hunderten von Kanonen vom Hafen her galt nicht ihnen, sondern amerikanischen Kriegsschiffen, die zur selben Zeit zu einem Freundschaftsbesuch in Japan einliefen. Es sollte ein stilles und bescheidenes Missionswerk beginnen, dessen Ergebnisse auch heute noch keinen dröhnenden Kanonengruß verdienen. Ob die Patres an Erfolge dachten, die der heroischen Leistung der ersten Jesuitenmission zu vergleichen wären? Bei der Abschiedsaudienz hatte Papst Pius X. von einer „Rückkehr“ der Jesuiten nach Japan gesprochen, in dem der heilige Franz Xaver 1549

⁶⁹ F. Wieacker, a.a.O. 7. Vgl. auch J. Esser, Grundsatz und Norm in der richterlichen Fortbildung des Privatrechts, Tübingen 1956, 23 u. 242 ff.

⁷⁰ Zitiert nach Th. Würtenberger, Festschr. f. Th. Rittler, Aalen 1957, 140.

⁷¹ Marcic, a.a.O. 190.

⁷² Vgl. Marcic, a.a.O. 89.

die erste blühende Mission gegründet hatte. „Ego volo ut Societas Jesu in Japoniam redeat et magnum collegium aperiat, magnam universitatem.“ Der Papst machte damit die Gründung einer katholischen Hochschule zum Hauptanliegen der Entsendung. Inzwischen sind die Arbeiten der Patres um ein Vielfaches angewachsen, aber die Sophia-Universität ist der Mittelpunkt der Sorgen geblieben. Viel ist geschehen, und doch bleibt die Befürchtung, ob den großen Erwartungen vor einem halben Jahrhundert entsprochen worden ist. Das Jubiläum legt eine Reflexion über die Probleme der Missionierung in einem Kulturland nahe.

Die Geschichte der ersten vier Jahrzehnte der Jesuitenmission in Japan liest sich wie eine Kette von Widerwärtigkeiten, die den großen Auftrag verhindern zu wollen schienen. Es stellte sich heraus, daß das japanische Schulsystem, nach modernen französischen und deutschen Vorbildern aufgezo- gen, keine staatlich anerkannten Privathochschulen vorsah. Erst allmählich wurde einigen Akademien, die sich über die Jahrzehnte eine sichere finanzielle Grundlage und akademischen Ruf gesichert hatten, darunter auch protestantischen Anstalten, Gleichberechtigung mit den staatlichen Hochschulen zuerkannt. „Sie sind fünfzig Jahre zu spät gekommen“, mußte sich der 1910 zum Obern ernannte P. Hermann Hoffmann, oft sagen lassen. Es dauerte fünf Jahre, bis im Zentrum der Hauptstadt ein angemessener Platz gefunden, ein bescheidener Bau aufgeführt, die Genehmigung für eine Akademie erhalten und die ersten zwanzig Studenten geworben waren. Bei diesen Bemühungen hatte sich herausgestellt, daß man in führenden Kreisen vom Katholizismus als der Religion von „kulturell zurückgebliebenen europäischen Ländern“ nicht viel hielt und daß auch in den Köpfen höchster Beamten ernste Bedenken über den „staatsfeindlichen Jesuitismus“ bestanden. Die überlieferten Vorurteile aus der Verfolgungszeit und die rein protestantisch orientierten Informationsquellen über den Westen hatten ihr Werk getan; ein übriges besorgte die damals in Tokio erscheinende deutsche Zeitung „Japanpost“, welche die Kontroverse um das Jesuitengesetz vom Standpunkt der Waterkante zu beleuchten pflegte.

Ein Jahr nach der Gründung der Schule brach der erste Weltkrieg aus. Er unterbrach für Jahre jede Verbindungsmöglichkeit mit der deutschen Ordensverwaltung, der die Mission unterstand, und auch in der Folgezeit war eine regelrechte finanzielle Unterstützung aus der Heimat nur in den sieben, acht Jahren zwischen Inflationsende und Verschärfung der Devisengesetze möglich. So gelang es erst um die dreißiger Jahre, einen Teil der Bedingungen an Gebäuden, Personal, Einrichtung und wirtschaftlicher Sicherung zu erfüllen, die zur Erlangung des Universitätspatents notwendig waren. Mit der offiziellen Anerkennung der ersten beiden Fakultäten, Literatur (Philosophie, westliche Literatur) und Volkswirtschaft, sowie einer angeschlossenen Fachhochschule (Handel, Journalismus) war endlich ein erster Schritt zur „magna universitas“ hin getan. Zugleich aber begannen die Verdächtigungen und Behelligungen von seiten des allmächtig gewordenen Militärs und im Namen

des von ihm geförderten absoluten Kaiserkultes. Zu eigentlichen Rechtsbrüchen nach nationalsozialistischen Mustern oder zu Mißtrauensäußerungen der Bevölkerung ist es nie gekommen, aber für Jahre gehörte ungewöhnlicher Mut dazu, sich an einer vom Militär denunzierten Hochschule zu immatrikulieren. Die Anmeldungszißern blieben entmutigend, bis dann der Pazifische Krieg ausbrach und der Augenblick kam, da der letzte Student eingezogen und schließlich die Universität im Bombenangriff schwer beschädigt wurde.

Der Tiefpunkt der ersten Entwicklungsperiode bedeutete aber auch den Beginn eines neuen Aufschwungs. Daß in der Stunde der verzweifelten Not der Nation und unter dem Schutz einer freiheitlichen Gesetzgebung ein großangelegter Neuaufbau beginnen konnte, ist mehr als einem andern Umstand dem großzügigen Einsatz des Jesuitengenerals, P. Johannes Janssens zu verdanken. Die Mission wurde 1947 dem Generalat direkt unterstellt; es wurden neue Hilfsmittel erschlossen und Mitglieder aus allen Provinzen der Gesellschaft entsandt. In den vergangenen zehn Jahren hat die Universität ihre Fakultäten von zwei auf fünf vermehren können, ihren Professorenstab von 78 (darunter 17 Jesuiten) auf 194 (darunter 45 Jesuiten) und ihre Studentenzahl von rund 500 auf über 3000 gesteigert. Sie hat mehrere Institute aufgebaut und veröffentlicht vier wissenschaftliche Zeitschriften und zwei wissenschaftliche Buchreihen. Ihr Grundbesitz und ihre Gebäude sind um das Fünffache angewachsen. Zur selben Zeit konnte, dem Wunsch des japanischen Episkopats entsprechend, die Leitung des interdiözesanen Priesterseminars übernommen werden, das der Kleruserziehung aller japanischen Bistümer mit Ausnahme der Distrikte auf der Insel Kyushu dient. Das Seminar hat im Augenblick 174 Alunnen und ist zur Verleihung sowohl der kirchlichen wie auch, durch Anschluß an die Sophia Universität, der japanischen staatlichen Grade ermächtigt.

1948 ist die Mission zur unabhängigen Vizeprovinz ernannt worden; sie zählt fast 400 Mitglieder, von denen sich freilich fast die Hälfte noch in der Ausbildung befindet. Seit 1922 arbeiten die Patres im Vikariat Hiroshima, von dem Teile inzwischen an eine andere Missionsgenossenschaft abgegeben worden sind, so daß mit verstärkten Arbeitskräften nach langen Jahren der Entbehrungen und Enttäuschungen endlich tröstliche Früchte gezeitigt werden. In der Stadt Hiroshima sind seit dem Kriege, neben der imposanten Friedensgedächtniskirche, an deren Aufbau sich namentlich deutsche Katholiken selbstlos beteiligt haben, eine Musikakademie und ein Gymnasium, beide von den Patres geleitet, entstanden. Weitere Jesuitengymnasien sind 1937 in Kobe und 1947 in Yokosuka bei Yokohama gegründet worden. Seit 1938 besteht ein Noviziat, durch das schon achzig junge Japaner gegangen sind. Seit dem Krieg sind auch die andern Ausbildungsstätten für den Ordensnachwuchs ausgebaut worden. 67 Philosophen und Theologen befinden sich in der Ausbildung, während 30 weitere junge Ordensmitglieder ihren zweijährigen japanischen Sprachkurs durchmachen.

In unermüdlicher Arbeit ist Großes aufgebaut worden. Aber wenn der Blick auf die erste Jesuitenmission des sechzehnten Jahrhunderts zurückschweift, so erhebt sich doch die Frage, ob der Einsatz in irgendeinem Verhältnis zur Leistung steht. Heute sind die Jesuiten nur ein Kontingent, wenn auch das stärkste, unter 1579 Priestern. Die Zahl der Katholiken hat in einem Land von 90 Millionen soeben 254000 erreicht und steht damit noch immer zurück hinter der blühenden Christenheit, die von den damaligen Glaubensboten in viel kürzerer Zeit und mit viel geringerem Einsatz (wahrscheinlich hat es im 16. und 17. Jahrhundert nie mehr als etwa ein Dutzend Jesuiten zugleich im Land gegeben) aufgebaut worden war, und zwar in einem Volk, das damals kaum 20 Millionen gezählt hat.

Es liegt nahe, bei einem solchen Vergleich von Versagen zu reden, das falscher Missionstrategie zuzuschreiben und durch neue Methoden kultureller Akkomodation zu ersetzen sei. In Wahrheit haben sich die Dinge selbst so gewandelt, daß automatisch sichere Methoden nichts mehr ausrichten können. Nicht nur das Abendland des heiligen Franz Xaver, sondern auch das Japan des sechzehnten Jahrhunderts sind anders geworden. Die japanischen Bräuche und Gedankengänge, die der große Organisator der alten Mission P. Valignano zum Auffinden einer gültigen Missionsmethode noch ernsthaft studierte, sind verschwunden oder haben sich zu ästhetisch-spielerischem Zeitvertreib verflüchtigt. Japan ist in die technologische Weltzivilisation eingetreten, und seine Seelsorgsprobleme sind die der säkularisierten Großstädte und Industriebezirke der westlichen Welt. Zwar trifft der Missionar hier selten auf die antiklerikalen und militant atheistischen Zwangskomplexe nachchristlicher Europäer. Dafür kann er aber auch nicht an christliche Erinnerungen anknüpfen, und wo er auf religiöses Bedürfnis stößt, muß er mit Begriffen rechnen, die von dem geschichtlichen Ursprung, dem theologischen Inhalt oder der logischen Konsequenz des Glaubens absehen. Das „Fremde“, das den Durchschnittsjapaner an der Kirche abstößt, ist nicht das europäische Kleid des Christentums. Zwar mag in vielen Bauern- und Fischerdörfern mit ihrem noch vage religiös unterbauten Kommunalleben das Christliche als ethnisch fremd empfunden werden, obwohl sich auch in den fast restlos elektrifizierten Dörfern moderne Lebensformen immer gründlicher durchsetzen. Die Mehrheit der Japaner findet am Europäischen keinen Anstoß; sie zieht im Gegenteil das europäische Gewand jedem andern vor. „Was dem Japaner am traditionellen Christentum fremd erscheint, ist ihm darum vielmehr das Uneuropäische“ an der Kirche, der altmodisch und jedenfalls nicht europäisch-dynamisch erscheinende Anspruch, für eine einmalige geschichtliche Offenbarung zu sprechen. Der Aufruf zur Glaubensentscheidung beunruhigt sie. Er wird als unvereinbar empfunden mit einer eklektizistischen Geisteshaltung, die in Japan vor allem seit der Tokugawa-Aufklärung zum Allgemeinbesitz geworden ist, die sich aber, wie es dem gebildeten Japaner erscheinen muß, auch in Europa weitgehend durchgesetzt hat.

„Die Vertreter der verschiedenen Religionen stelle ich mir als Teehändler

vor. Schließlich kann man auch ohne Tee auskommen; jedenfalls muß der einzelne herausfinden, welche Marke ihm zusagt. Auf die Anpreisungen der Händler ist auf keinen Fall Verlaß“, so sagte Y. Fukuzawa, der große Schulmann der Meiji-Periode und Gründer der Universität Keio, die dieser Tage ihr hundertjähriges Bestehen feiert. Er drückte damit eine Überzeugung aus, die sowohl dem konfuzianischen Agnostizismus der Feudalzeit, durch deren Schulung er selbst gegangen war, entsprach wie auch den Lehren Lockes oder Mills, die er eifrig studiert hatte.

Die „Akkommodation“, die in Japan vom Missionar gefordert wird, verlangt darum ein großes Maß an Behutsamkeit, Takt, Geduld, Wissen und selbstloser Einsatzbereitschaft. Das gilt vor allem von den wichtigen Arbeitsgebieten, die den Jesuiten im Lauf der vergangenen Jahrzehnte zugefallen sind, den Arbeiten des Lehrers, Konferenzredners, Redakteurs, Schriftstellers, Großstadtseelsorgers, Leiters oder Beraters nationaler Verbände oder Ausschüsse. Der Schaffung von Sympathie und Verständnis für den Sinn der christlichen Botschaft in einer pluralistischem Chaos verfallenden Welt gilt auch die wesentliche Arbeit in den Schulen.

Die katholischen Schulen stellen in einem Staat, der neben seinem modern ausgerüsteten eigenen Schulsystem zwar auf zahlreiche Privatschulen angewiesen ist, zu ihrem Unterhalt aber nichts beiträgt, dafür aber auf zwar gerechtem aber scharfem Überwachungsrecht besteht, ein großes organisatorisches und finanzielles Problem dar. Um so tröstlicher sind die Ergebnisse. Inmitten der atomisierten Welt des modernen Japan, den zusammenbrechenden Gesellschaftsformen und dem versinkenden ethischen Wertbewußtsein sind die katholischen Schulgemeinschaften der ideale Ort, junge Japaner zu einer existentiellen Begegnung mit dem Religiösen zu führen. Das gilt vor allem von den Gymnasien, die denn auch die trostvollsten Bekehrungen, meist ganzer Familien, erzielen. Auch die Sophia-Universität bringt es in der Regel bis zu 20% Konversionen unter ihren Studenten.

Ob die Universität inzwischen zur magna universitas geworden ist, wie es der heilige Papst Pius wünschte, oder nicht, sie ist jedenfalls der Erfüllung dieses Wunsches nähergekommen als es irgendeiner noch vor zwölf Jahren für möglich gehalten hätte. Sie hebt sich ab von den Hunderten von Hochschulen, die nach dem Krieg im Gefolge der amerikanisch inspirierten Erziehungsreform entstanden sind, „colleges“ amerikanischen Typs mit meist einer Fakultät und keiner Berechtigung zum Doktorieren. Sie läßt sich selbstverständlich nicht mit den wohldotierten Staatsuniversitäten messen, die das Monopol des Zugangs zum Staatsdienst besitzen. Sie ist auch noch einigen der älteren Privatuniversitäten unterlegen, zwar nicht an erzieherischer und akademischer Leistung, aber an Kapital und Stiftungsgeldern, ausgebauten Fakultäten, und vor allem an einflußreichen Altherrengenerationen. Sie muß nun Wege finden, ihren Stab auszubauen, ihre Forschungsarbeit sicherzustellen und die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten anzugliedern, die sie zur Volluniversität machen würden. Dieser

Ausbau und die Schaffung eines größeren Netzes von Gymnasien ist der wichtigste Beitrag, den die Gesellschaft Jesu für die Kirche in Japan leisten kann.

Auf gewaltige Bekehrungswellen wäre nur dann zu hoffen, wenn man bereit wäre, mit Propaganda und Erpressung die Masseninstinkte anzusprechen, wie das die politischen Bewegungen der Rechten und Linken oder die Sektierer der Gesundheitsreligionen im Augenblick versuchen. Das ist nicht der christliche Weg. Einem widerstandslos der dehumanisierenden Technik ausgesetzten Volk — und das ist das Japan der Gegenwart im Gegensatz zum Japan der beginnenden Neuzeit — ist nur zu helfen durch die Gewinnung einzelner Führergestalten, durch die Schaffung christlicher Zellen in allen Lebensgebieten und vor allem den Aufbau warmer katholischer Familien. Das ist die Aufgabe, an der sich die Jesuiten ein halbes Jahrhundert hindurch beteiligt haben.

Am Erfolg der Jesuitenarbeit in Japan, so bescheiden er sein mag, hat kein Volk so viel Anteil genommen und so viel beigetragen wie das deutsche. Zwar ist die gegenwärtige Vizeprovinz aus etwa 25 Nationen der Welt zusammengesetzt. Aber es waren in der Mehrzahl deutsche Jesuiten, die die ersten mühevollen Jahre durchgestanden und auch die Aufbauarbeit nach dem Krieg geleistet haben. Von der Kollekte, die die deutschen Bischöfe vor dem ersten Weltkrieg für die Universität veranstalteten, bis zu den großzügigen Spenden des Erzbistums Köln in den letzten Jahren ist das Wohlwollen unverändert geblieben. So ist die Gegenwart von Kardinal Frings bei der Eröffnung der juristischen Fakultät, deren Gründung seine Hilfe erst möglich gemacht hatte, von vielen japanischen Katholiken als symbolisch für die Verbundenheit der deutschen Heimat mit ihren Patres empfunden worden.

Selbstwertstreben und Entwicklung zur Persönlichkeit

LEONHARD GILEN SJ

In seinen Jugenderinnerungen erzählt Wilhelm von Kügelgen ein Erlebnis, das die Bedeutung des Selbstwertstrebens für die Entwicklung zur Persönlichkeit in einem negativen Sinn deutlich macht¹. Kügelgen hatte im Hahn-schen Institut in Dresden seine erste lateinische Hausarbeit abgegeben. Die Arbeit war gegen alle Erwartung des Lehrers die beste der Klasse. Als er dann auf eine entsprechende Frage erklärte, daß der Vater ihm bei der Abfassung nicht geholfen habe, wurde er vom Lehrer in drastischer Weise vor der Klasse als Lügner gebrandmarkt. Aus Rachegefühlen heraus wollte der

¹ *Wilhelm v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, III. Teil, Kap. 1.*